

Onkel Toms Hütte

Harriett Beecher Stowe

KLASSIKER-REIHE FÜR JUNGE LESER



Autor: Harriett Beecher Stowe
Übersetzung: W.E. Drugulin
Kürzung und geringe sprachliche Bearbeitung durch CMV

© 2. Auflage 2012: Christlicher Missions-Verlag e.V., 33729 Bielefeld
ISBN 978-3-86701-001-6
CMV-Bestellnummer: 701.001

Satz und Titelgrafik: CMV
Printed in Germany

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	6
1. Die Schuldenfalle	7
2. Ein Abend in Onkel Toms Hütte	14
3. Die Empfindungen lebendiger Ware, wenn sie den Herrn wechselt	23
4. Die Ware wird fortgeschafft	32
5. Evangeline	42
6. Toms neuer Herr	52
7. Toms Herrin und ihre Ansichten	64
8. Miss Ophelias Erfahrungen und Meinungen	79
9. Topsy	86
10. Vorboten	98
11. Der kleine Evangelist	104
12. Der Tod	110
13. Wieder vereint	120
14. Die Schutzlosen	138
15. Die Überfahrt	146
16. Tom bleibt treu	151
17. Tom will sterben	160
18. Nimm dich in Acht, Simon Legree!	173
19. Der Sieg	182
20. Der Märtyrer	192
21. Der junge Herr	197
22. Der Befreier	204
Die Verfasserin steht Rede und Antwort	208

Vorwort

„Onkel Toms Hütte“ erschien zum ersten Mal im Jahre 1852 in den USA. Noch im selben Jahr wurden 300.000 Exemplare verkauft. Das Buch wurde zu einer wichtigen Kampfschrift im Bürgerkrieg der Nordstaaten gegen die Südstaaten, der durch die Sklavenfrage entfacht worden war. Viele Bewohner der Nordstaaten wurden durch diese Lektüre bereit, für die Befreiung der Sklaven sogar in den Krieg zu ziehen. Der amerikanische Präsident Abraham Lincoln soll bei einem Zusammentreffen mit der Autorin Harriet Beecher-Stowe gesagt haben: „Sie sind also die kleine Frau, die diesen großen Krieg verursacht hat.“

Heute ist die Sklaverei in den USA und in den meisten Staaten der Welt offiziell abgeschafft. Nicht abgeschafft sind jedoch Unterdrückung, Ausbeutung und Grausamkeit – diese finden wir selbst in den zivilisiertesten Staaten nach wie vor. Nicht immer ist die Unmenschlichkeit physischer Art – oft ist es eine seelische Grausamkeit, die Familien auseinander reißt und Menschen in die Verzweiflung treibt. Mitten in dieser verdorbenen Welt leben wir Christen und sind dazu berufen, „als Lichter in der Welt“ zu leuchten, indem wir „unsträfllich und lauter“ sind, als „untadelige Kinder Gottes inmitten eines verdrehten und verkehrten Geschlechts“ (Philipper 2,15).

In der Gestalt des schwarzen Sklaven Tom finden wir ein leuchtendes Beispiel eines Christus ähnlichen Charakters. Das hier vorliegende Buch ist eine gekürzte und sprachlich leicht bearbeitete Auflage der deutschen Übersetzung von W.E. Drogulin. Bei der Kürzung wurden einige Personen der Originalerzählung ausgeblendet, um das Augenmerk des Lesers vor allem auf dieses leuchtende Vorbild des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung Toms zu lenken, der in seinem Wesen und Handeln viele Eigenschaften des Herrn Jesus Christus widerspiegelt.

Der Herausgeber

Kapitel 1 **Die Schuldenfalle**

*„Der Reiche herrscht über den Armen,
und der Borgende ist ein Knecht des Leihenden.“
(Sprüche 22,7)*

Spät nachmittags an einem kalten Februartag saßen zwei Gentlemen in einem gut ausmöblierten Speisesaal in einer Stadt in Kentucky bei ihrem Wein. Diener waren nicht anwesend, und die beiden Herren mit dicht aneinander gerückten Stühlen schienen mit großem Interesse etwas zu besprechen.

Wir haben bisher – um nicht umständlich zu sein – gesagt: *zwei* Gentlemen. Eine der beiden Personen schien jedoch bei genauerer Prüfung streng genommen nicht unter diese Kategorie zu gehören. Es war ein kleiner, untersetzter Mann mit groben, nichts sagenden Zügen und dem prahlerischen und anspruchsvollen Wesen, das einem Niedrigstehenden eigen ist, der sich in der Welt emporzuarbeiten versucht. Er war sehr herausgeputzt und trug eine grell bunte Weste, ein blaues Halstuch mit großen gelben Tupfen und zu einer großen Schleife geschlungen, die zu dem ganzen Aussehen des Mannes vortrefflich passte. Die großen und gemeinen Hände waren reichlich mit Ringen besteckt, und mit einer schweren, goldenen Uhrkette pflegte er im Eifer der Unterhaltung mit offenbarem Behagen zu spielen und zu klappern. In seiner Rede bot er ungeniert und mutvoll der Grammatik Trotz und würzte sie in geeigneten Zwischenräumen mit passenden Flüchen, welche niederzuschreiben uns selbst nicht der Wunsch, alles beschreiben zu wollen, vermögen wird.

Der andere, Mr. Shelby, hatte das Äußere eines Gentlemans, und die Anordnungen des Hauses und seine wirtschaftliche Einrichtung machten den Eindruck von Wohlhabenheit und sogar Reichtum. Wie wir schon vorhin sagten, waren beide in ein ernstes Gespräch vertieft.

»So würde ich die Sache abmachen«, sagte Mr. Shelby.

»Auf diese Weise kann ich das Geschäft nicht abschließen – es ist rein unmöglich, Mr. Shelby«, sagte der andere und hielt ein Glas Wein gegen das Licht.

»Ich sage Ihnen, Haley, Tom ist ein ganz ungewöhnlicher Kerl; er ist gewiss diese Summe überall wert – er ist ordentlich, ehrlich, geschickt und verwaltet meine Farm wie eine Uhr.«

»Sie meinen – so ehrlich, wie Nigger sind«, sagte Haley und schenkte sich ein Glas Brantwein ein.

»Nein, ich meine wirklich, Tom ist ein guter, ordentlicher, verständiger, frommer Bursche. Er lernte seine Religion vor vier Jahren bei einer Zeltversammlung; und ich glaube, er hat sie wirklich gelernt. Ich habe ihm seitdem alles, was ich habe, anvertraut – Geld, Haus, Pferde, und habe ihn frei im Lande herumgehen lassen und habe ihn stets treu und ordentlich gefunden.«

»Manche Leute glauben nicht, dass es fromme Nigger gibt, Shelby«, sagte Haley, »aber ich glaube es. Ich hatte einen Burschen in der letzten Partie, die ich nach Orleans brachte. Den beten zu hören, war wahrhaftig so gut, als ob man in einer Versammlung wäre; und er war ganz ruhig und sanft. Er brachte mir auch ein gut Stück Geld ein; denn ich kaufte ihn billig von einem Manne, der losschlagen musste, und ich kriegte 600 für ihn. Ja, ich betrachte Religion für eine wertvolle Sache bei einem Nigger, wenn sie wirklich echt ist.«

»Nun, bei Tom ist sie echt, wenn sie jemals echt war«, war die Antwort. »Letzten Herbst ließ ich ihn allein nach Cincinnati gehen, um für mich Geschäfte abzumachen und 500 Dollar zurückzubringen. ›Tom‹, sagte ich zu ihm, ›ich traue dir, weil ich glaube, du bist ein Christ – ich weiß, du wirst mich nicht hintergehen.‹ Und Tom kommt auch wirklich zurück – ich wusste, dass er das tun würde. Einige schlechte Kerle, hörte ich, sagten zu ihm: ›Tom, warum machst du dich nicht nach Kanada auf die Beine?‹ – ›Ach, Master hat mir Vertrauen geschenkt, und ich könnte es nicht!‹ Man hat mir alles erzählt. Es tut mir Leid, Tom zu verkaufen, das gestehe ich. Sie sollten mit ihm den ganzen Rest der Schuld getilgt sein lassen; und Sie würden es, Haley, wenn Sie nur einen Funken Gewissen hätten.«

»Nun, ich habe genauso viel Gewissen, wie ein Geschäftsmann vertragen kann – nur so wenig, um darauf zu schwören, wissen Sie«, sagte der Handelsmann scherzend, »und dann bin ich bereit, alles, was man verständigerweise erlangen kann, zu tun, um Freunden gefällig zu sein; aber das hier ist ein bisschen zu viel verlangt – ein bisschen zu viel.«

Der Sklavenhändler seufzte nachdenklich und schenkte sich noch ein Glas Branntwein ein.

»Nun, Haley, was machen Sie denn für einen Vorschlag?«, sagte Mr. Shelby nach einer gelegenen Pause im Gespräch.

»Können Sie denn nicht noch einen Jungen oder ein Mädchen zu Tom zugeben?«

»Hm! – Ich könnte keinen gut entbehren, um Ihnen die Wahrheit zu sagen, nur die äußerste Not bringt mich dazu, überhaupt zu verkaufen. Ich gebe ungern einen meiner Leute hin, das ist die Sache.«

Hier ging die Tür auf, und ein kleiner Quadroonknabe¹, fast weiß, zwischen 4 und 5 Jahre alt, trat ins Zimmer.

»Komm zu mir, Harry«, sagte er.

In diesem Augenblick wurde die Tür leise geöffnet, und eine junge Quadroonfrau, dem Anschein nach ungefähr 25 Jahre alt, trat ins Zimmer.

Man brauchte bloß das Kind und sie anzusehen, um in ihr sogleich die Mutter zu erkennen. Dasselbe große, volle, schwarze Auge mit den langen Wimpern, dasselbe seidenweiche, schwarze, lockige Haar.

»Nun, Elisa?«, sagte ihr Herr, als sie stehen blieb und ihn zögernd anblickte.

»Ich suchte Harry, Sir, wenn Sie erlauben«, und der Knabe sprang auf sie zu.

»Nun, so nimm ihn mit«, sagte Mr. Shelby, und sie entfernte sich rasch, das Kind auf dem Arm tragend.

»Nun, geben sie mir den Knaben!«, sagte der Händler. »Sie müssen gestehen, dass ich ziemlich anständig für ihn geboten habe.«

»Ich möchte ihn lieber nicht verkaufen«, sagte Mr. Shelby gedankenvoll. »Die Sache ist, Sir, ich bin ein menschlicher Mann und kann es nicht über mich bringen, den Knaben seiner Mutter zu nehmen.«

»O wirklich – hm! Ja – das ist so eine Sache. Wenn Sie nun das Mädchen auf einen Tag oder eine Woche fortschickten? Da lässt sich die Sache ganz ruhig abmachen – und alles ist vorbei,

1 *Quadroon* ist die Bezeichnung eines Mischlings, bei dem der eine Elternteil ein Mulatte (Mischling zwischen Europäern und Schwarzafrikanern), und der andere schwarz oder weiß ist.

wenn sie wiederkommt. Ihre Frau schenkt ihr dann noch ein Paar Ohrringe oder ein neues Kleid oder so was zur Entschädigung.«

»Ich fürchte, das geht nicht.«

»Ich sage Ihnen, es geht! Diese Leute sind nicht wie die Weißen, müssen Sie wissen; sie halten es aus, wenn man es nur recht anfängt. Die Sache ist, dass ich mich nie dazu bringen konnte, die Ware anzugreifen, wie es manche Burschen tun. Es ist immer das beste, die Sache menschlich zu machen, so ist meine Erfahrung.«

Und der Handelsmann lehnte sich mit einer Miene tugendhafter Entschiedenheit in den Stuhl zurück und schlug die Arme über der Brust zusammen.

Mr. Shelby wusste nicht, was er sagen sollte, und warf daher bloß ein »So?« ein.

»Nun, was meinen Sie?«, sagte Haley, nachdem sie beide eine Weile lang schweigend Nüsse gegessen hatten.

»Ich will mir die Sache überlegen und mit meiner Frau sprechen«, sagte Mr. Shelby. »Unterdessen, Haley, wenn Sie die Sache ruhig abgemacht wissen wollen, so ist es das beste, Sie lassen hier nicht bekannt werden, weshalb Sie da sind. Es wird sonst unter meinen Burschen bekannt, und es wird dann nicht besonders leicht sein, einen meiner Kerle fortzuschaffen, das versichere ich Ihnen.«

»O, gewiss werde ich mir nichts anmerken lassen. Aber ich sage Ihnen, ich habe sehr wenig Zeit und möchte so bald wie möglich wissen, worauf ich mich verlassen kann«, sagte er, indem er aufstand und den Überrock anzog.

»Nun, so kommen Sie diesen Abend zwischen 6 und 7 wieder her, und Sie sollen Antwort haben«, sagte Mr. Shelby, und der Sklavenhändler entfernte sich grüßend.

»Ich wollte, ich hätte den Kerl die Treppe hinunterwerfen können mit seiner unverschämten Zuversicht«, sagte Mr. Shelby zu sich, als die Tür ordentlich zu war, »aber er weiß, wie sehr er mich in der Hand hat. Wenn mir einmal jemand gesagt hätte, dass ich Tom in den Süden an einen dieser Kerle verkaufen würde, so hätte ich es nicht geglaubt. Und jetzt muss es geschehen, soweit ich sehen kann. Und auch Elisas Kind! Ich weiß, ich

werde darüber einigen Zank mit meiner Frau haben, und auch wegen Tom. Das kommt von den Schulden – o weh! Der Kerl kennt seinen Vorteil und benutzt ihn aufs Äußerste.«

Mr. Shelby war ein Mann, wie man sie oft und stets gern findet, gutherzig und liebevoll und geneigt, seine ganze Umgebung mit freundlicher Nachsicht zu behandeln, und er hatte es nie an etwas fehlen lassen, was zum physischen Wohlsein der schwarzen Sklaven auf seiner Besetzung beitragen konnte. Er hatte jedoch stark und unüberlegt spekuliert, war tief verschuldet, und auf ihn laufende Wechsel auf bedeutende Summen waren Haley in die Hände gekommen. Dies wird genügen, um das eben erzählte Gespräch zu erklären. Elisa hatte, während sie sich der Tür näherte, genug von der Unterhaltung gehört, um zu wissen, dass ein Sklavenhändler ihrem Herrn für jemanden ein Gebot mache.

Sie wäre gern an der Tür stehen geblieben, um zu horchen, als sie draußen war; aber ihre Herrin rief sie gerade, und sie musste forteilen. Dennoch glaubte sie, den Sklavenhändler auf ihr Kind bieten gehört zu haben, konnte sie sich geirrt haben? Ihr Herz bebte, und sie drückte den Kleinen unwillkürlich so fest an sich, dass er sie erstaunt ansah.

»Elisa, was fehlt dir heute?«, sagte ihre Herrin, als sie den Wasserkrug und den Stickrahmen umgeworfen und ihrer Herrin zerstreut einen langen Nachtmantel anstatt des seidenen Kleides, das sie hatte holen sollen, dargereicht hatte.

Elisa schrak auf. »Ach, Missis!«, sagte sie und erhob die Augen; dann stürzten ihre Tränen hervor und sie setzte sich auf einen Stuhl und fing an zu schluchzen.

»Aber Elisa, Kind! Was hast du?«, sagte ihre Herrin.

»Ach, Missis, Missis!«, sagte Elisa. »Ein Sklavenhändler spricht mit dem Herrn im Speisezimmer! Ich habe es gehört.«

»Nun, was schadet das, Närrchen?«

»Ach, Missis, glauben Sie wohl, dass der Herr meinen Harry verkaufen würde?« Und das arme Mädchen warf sich in einen Stuhl und schluchzte krampfhaft.

»Ihn verkaufen! Nein, du törichtes Mädchen! Du weißt, dass dein Herr niemals mit diesen Sklavenhändlern aus dem Süden Geschäfte macht und keinen seiner Leute verkauft, solange sie sich gut aufführen. Und wer soll denn deinen Harry kaufen? Meinst du denn, alle Welt ist so vernarrt in ihn wie du? Komm,

beruhige dich und hake mir das Kleid zu. So, nun flechte mir das Haar in den hübschen Zopf, den du neulich gelernt hast, und horche nicht mehr an den Türen.«

»Also, Missis, Sie würden niemals Ihre Einwilligung geben, dass...«

»Unsinn, Kind! Natürlich würde ich es nicht. Warum sprichst du so? Ebenso gut würde ich eins meiner Kinder verkaufen lassen. Aber wahrhaftig, Elisa, du wirst viel zu stolz auf den kleinen Burschen. Es darf nur einer die Nase zur Tür hereinstecken, so glaubst du gleich, er müsse ihn kaufen wollen.«

Wieder beruhigt durch den zuversichtlichen Ton ihrer Herrin setzte Elisa rasch und geschickt ihre Dienste fort und lachte sich selbst aus wegen ihrer Furcht.

Mrs. Shelby war eine Frau von hoher geistiger und sittlicher Bildung. Neben der natürlichen Großmut und dem Edelsinn, welche oft die Frauen von Kentucky auszeichnen, besaß sie ein lebhaftes, sittliches, ein religiöses Gefühl und Grundsätze, die sie mit großer Energie und Geschicklichkeit in praktische Ausübung brachte. Ihr Gatte, der keine besondere Religiosität beanspruchte, hatte doch große Ehrfurcht vor der Konsequenz ihrer christlichen Überzeugung und hatte vielleicht ein wenig Scheu vor ihrer Meinung. Jedenfalls ließ er ihr ganz freie Hand in ihren wohlwollenden Bemühungen um das Wohlbehagen, den Unterricht und die Erziehung ihrer Leute, obgleich er selbst keinen tätigen Anteil daran nahm. Wiewohl er nicht gerade an die Lehre von den überflüssigen guten Werken der Heiligen glaubte, so schien er doch im Grunde auf die eine oder die andere Weise zu denken, dass seine Frau Frömmigkeit und Wohlwollen genug für zwei habe.

Die schwerste Last auf seiner Seele nach seiner Unterredung mit dem Sklavenhändler war die unvermeidliche Notwendigkeit, seiner Gattin das besprochene Geschäft mitzuteilen und den Vorstellungen und dem Widerstand die Stirn zu bieten, die er zu erwarten hatte.

Mrs. Shelby, die von ihres Gatten Geldverlegenheit nicht das Mindeste wusste und die nur die allgemeine Gutherzigkeit seines Charakters kannte, war in der vollständigen Ungläubigkeit, mit der sie Elisass Befürchtung aufnahm, ganz aufrichtig gewesen. Wirklich schenkte sie der ganzen Frage keinen einzigen

Gedanken mehr; und da sie mit den Vorbereitungen zu einem Abendbesuch beschäftigt war, hatte sie die Sache bald vergessen.

Kapitel 2
Ein Abend in Onkel Toms Hütte

„Sei nicht unter denen, die in die Hand einschlagen, unter denen, welche für Darlehen Bürgschaft leisten. Wenn du nicht hast, um zu bezahlen, warum soll er dein Bett unter dir wegnehmen?“

(Sprüche 22,26-27)

Onkel Toms Hütte war ein kleines Blockhaus, dicht neben dem »Hause«, wie der schwarze Sklave die Herrenwohnung beispielhaft nennt. Davor war ein hübscher Gartenfleck, wo jeden Sommer Erdbeeren, Himbeeren und viele andere Früchte und Gemüse unter sorgfältiger Pflege gediehen. Die ganze Vorderseite war von einer großen roten Begonie und einer einheimischen Multiflorarose bedeckt, die sich ineinander verschlangen und kaum ein Fleckchen der rohen Balken erblicken ließen. Hier fanden auch im Sommer verschiedene lebhaft gefärbte Blumen wie Ringelblumen, Petunien und andere eine Stelle, wo sie ihren Glanz zeigen konnten, und waren die Freude und der Stolz von Tante Chloes Herzen.

Wir wollen einmal in das Haus eintreten. Das Abendessen im Herrenhause ist vorbei, und Tante Chloe, die seiner Bereitung als erste Köchin vorstand, hat anderen in der Küche das Geschäft überlassen, das Geschirr wegzuräumen und zu waschen, und ist nun unter ihrem eigenen gemütlichen Dache, um für ihren Alten das Abendessen zu bereiten. Deshalb könnt Ihr Euch sicher darauf verlassen, dass sie vor dem Feuer steht und mit gespanntem Interesse gewisse brodelnde Sachen in einem Bratpfopf überwacht und dann und wann mit ernster Überlegung den Deckel eines Schmorkessels abhebt, aus welchem ein Dampf emporsteigt, der unzweifelhaft etwas Gutes erraten lässt. Sie hat ein rundes, schwarzes, glänzendes Gesicht, so glänzend, dass man fast glauben könnte, sie wäre mit Eiweiß lackiert, wie eins ihrer eigenen Teebrote. Ihr Gesicht strahlt unter ihrem gut gestärkten karierten Turban von Selbstgenügsamkeit und Zufriedenheit, nicht unvermischt, müssen wir gestehen, mit dem Selbstbewusstsein, welches der ersten Kochkünstlerin der ganzen Umgebung zukommt, wofür Tante Chloe allgemein gehalten wird.

Eine Köchin war sie gewiss bis zum innersten Kern ihrer Seele. Jede Henne, Truthenne oder Ente auf dem Hofe wurde ängstlich, wenn sie Tante Chloe nahen sah, und schien bange an ihren letzten Augenblick zu denken; denn gewiss war ihr Kopf immer so sehr mit Schlachten, Füllen und Braten beschäftigt, dass jedes kluge Huhn, das noch lebte, darüber erschrecken konnte. Ihr Maiskuchen in allen seinen zahllosen Varianten war ein erhabenes Geheimnis für alle weniger geübten Bäcker.

Die Ankunft von hohem Besuch im Herrenhause, das Anordnen von Staatsdinners und Soupers, riefen die ganze Energie ihrer Seele wach, und kein Anblick war ihr angenehmer, als ein ganzer Haufen von Reisekoffern in der Veranda; dann sah sie neue Anstrengungen und neue Siege vor sich.

Jetzt gerade blickt jedoch Tante Chloe in die Schmorpfanne, bei welcher angenehmen Beschäftigung wir sie lassen wollen, bis wir mit unserer Schilderung der Hütte fertig sind.

In einer Ecke derselben stand ein Bett, sauber mit einer schneeweißen Decke zugedeckt, und vor demselben lag ein Stück Teppich von nicht unbeträchtlicher Größe. Auf dieses Stück Teppich bildete sich Tante Chloe etwas ein, weil es ganz entschieden vornehm war. Eigentlich war diese Ecke der Salon des Hauses. In der andern Ecke stand ein Bett von viel bescheideneren Ansprüchen und offenbar zum Gebrauch bestimmt. Über dem Kamin hingen ein paar sehr bunte Bilder aus der Heiligen Schrift und ein Porträt des Generals Washington von einer Zeichnung und einer Farbgebung, welche gewiss diesen großen Mann in Erstaunen gesetzt hätten, wenn sie ihm zu Gesicht gekommen wären.

Auf einer Bretterbank in der Ecke waren ein paar Knaben mit Lockenköpfen und funkelnden schwarzen Augen beschäftigt, die ersten Gehübungen eines kleinen Kindes zu beaufsichtigen, die, wie es gewöhnlich der Fall ist, darin bestanden, dass es auf die Füße zu stehen kam, einen Augenblick das Gleichgewicht suchte und dann wieder niederfiel. Natürlich wurde jeder fehlgeschlagene Versuch mit lebhaftem Beifall begrüßt, als wäre er ganz entschieden gelungen.

Ein in seinen Beinen etwas gichtiger Tisch war vor das Fenster gerückt und mit einem Tischtuch bedeckt; verschiedenes Geschirr von sehr lebhaftem Muster stand darauf wie Anzeichen

einer bevorstehenden Mahlzeit. An diesem Tisch saß Onkel Tom, Mr. Shelbys bester Mann.

Er war ein großer, breitschultriger, kräftig gebauter Mann von tiefem glänzendem Schwarz und einem Gesicht, dessen echt afrikanische Züge ein Ausdruck von ernster und tüchtiger Verständigkeit, mit Freundlichkeit und Wohlwollen verbunden, auszeichnete. In seinem Gesichtsausdruck lag etwas von Selbstachtung und Würde, die jedoch mit einer vertrauenden und bescheidenen Einfachheit verbunden waren.

Er hatte gerade sehr viel mit einer vor ihm liegenden Schiefertafel zu tun, auf welcher er vorsichtig und langsam bemüht war, einige Buchstaben nachzumalen, wobei ihn der junge Master George, ein lebhafter, hübscher Knabe von 13 Jahren, beaufsichtigte, der die Würde seiner Stellung als Lehrer ganz zu fühlen schien.

»Nicht auf die Seite, Onkel Tom – nicht auf die Seite«, sagte er munter, als Onkel Tom mit großer Mühe den Schwanz eines g auf der falschen Seite in die Höhe zog. »Das wird ein q, sieh her.«

»So, so, wirklich«, sagte Onkel Tom und sah mit einem ehrerbietigen, bewundernden Gesicht zu, während sein junger Lehrer zu seiner Erbauung unzählbare q und g auf die Tafel machte; darauf nahm er den Schieferstift zwischen seine groben schweren Finger und fing geduldig von vorn an.

»Wie leicht den weißen Leuten alles wird!«, sagte Tante Chloe, indem sie einen Augenblick von der Kuchenform aufsaß, die sie mit einem auf die Gabel aufgespießten Stück Speck bestrich, und den jungen Master George stolz anblickte. »Wie er jetzt schreiben kann! Und lesen! Und abends hierher zu kommen und seine Lektionen uns vorzulesen – das ist gewaltig interessant!«

»Aber, Tante Chloe, ich werde gewaltig hungrig«, sagte George. »Ist denn der Kuchen in der Pfanne dort bald fertig?«

»Beinahe gut, Master George«, sagte Tante Chloe, indem sie den Deckel ein wenig in die Höhe hob und hineinguckte; »wird schön braun – wunderschön braun. Aber das überlasst mir! Missis ließ neulich Sally versuchen, Kuchen zu backen, nur damit sie's lerne, sagte sie. »Ach gehen Sie, Missis!«, sagte ich. »Es tut einem ordentlich das Herz weh, gute Speisen so verderben zu sehen! Der Kuchen hebt sich nur auf einer Seite, kriegt keine